

Linguistische  
Arbeiten

438

Herausgegeben von Hans Altmann, Peter Blumenthal,  
Hans Jürgen Heringer, Ingo Plag, Heinz Vater und Richard Wiese



*Susanne Beckmann*

# Die Grammatik der Metapher

Eine gebrauchstheoretische Untersuchung  
des metaphorischen Sprechens

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 2001



## *Meinen Eltern*

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Beckmann, Susanne:** Die Grammatik der Metapher : eine gebrauchstheoretische Untersuchung des metaphorischen Sprechens / Susanne Beckmann. – Tübingen : Niemeyer, 2001

(Linguistische Arbeiten ; 438)

Zugl.: Münster (Westfalen), Univ., Diss., 1997

ISBN 3-484-30438-3    ISSN 0344-6727

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2001

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

Einband: Industriebuchbinderei Nädle, Nehren

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	IX
1. Einleitung . . . . .	1
2. Der erweiterte Begriff ‚Grammatik‘ im Rahmen einer pragmatischen Sprachbetrachtung . . . . .	7
2.1. Die Erweiterung des Begriffs ‚Grammatik‘ in der Philosophie des Wiener Kreises . . . . .	7
2.1.1. Der Begriff der ‚Grammatik‘ in Josef Schächters „Prolegomena zu einer kritischen Grammatik“ . . . . .	8
2.1.2. Die Verwendung des Wortes <i>Grammatik</i> bei Ludwig Wittgenstein . . . . .	10
2.2. Der Begriff ‚Grammatik‘ in der Tradition einer pragmatisch orientierten Sprachwissenschaft . . . . .	15
2.3. Ein Präzisierungsversuch: Regeln und ihr Status in gebrauchstheoretisch orientierten Ansätzen . . . . .	18
2.3.1. Abgrenzung des Regelbegriffs zu Nachbarbegriffen . . . . .	19
2.3.1.1. Regel und Naturgesetz . . . . .	20
2.3.1.2. Regel und Norm . . . . .	21
2.3.1.3. Regel und Konvention . . . . .	22
2.3.1.4. Regel und Regularität . . . . .	24
2.3.2. Zum Problem der Erfassung von Regeln . . . . .	25
2.3.3. Regeln in komplexeren Zusammenhängen: Handlungsmuster . . . . .	27
3. Überlegungen zum systematischen Ort der Metapher . . . . .	33
3.1. Eine grammatische Betrachtung der Metapher . . . . .	33
3.2. Eine kritische Sichtung traditioneller Begriffe . . . . .	36
3.2.1. Das ‚Abweichungstheorem‘ . . . . .	37
3.2.2. Das ‚Uneigentlichkeitstheorem‘ . . . . .	50
3.2.2.1. Sagen und Meinen . . . . .	51
3.2.3. Das ‚Falschheitstheorem‘ . . . . .	54
3.2.4. Das Theorem der ‚übertragenen Bedeutung‘ . . . . .	63
3.3. Die Metapher im Rahmen einer gebrauchstheoretischen Bedeutungstheorie . . . . .	66
4. Sinnverdacht und Musterwissen . . . . .	71
4.1. Metaphorisches Sprechen als Sprechen nach einem Verfahrensmuster . . . . .	72
4.2. Exkurs: Die Herausbildung konventioneller Formen am Beispiel des Textmusters ‚Heiratsgesuch‘ . . . . .	76
4.3. ‚Kommunikative Settings‘ im Bereich des metaphorischen Sprechens . . . . .	79

5. Das metaphorische Verfahren: Das kommunikative Setting in Phase 3 . . . . .	83
5.1. Zur Identifikation des metaphorischen Verfahrens . . . . .	83
5.1.1. Sprachliche Indikatoren des Verfahrens . . . . .	84
5.1.2. Vom Sprecher gesetzte Indikatoren . . . . .	88
5.1.2.1. Redecharakterisierungen . . . . .	89
5.1.2.1.1. Redecharakterisierende Adverbiale . . . . .	90
5.1.2.1.2. Markierung durch Anführungszeichen . . . . .	91
5.1.3. Verfahrensunterstützende Mittel . . . . .	92
5.1.4. Zusammenfassung . . . . .	93
5.2. Der Kern des Verfahrens . . . . .	94
5.2.1. Exkurs: Einwände gegen verschiedene Fassungen der Vergleichstheorie . . . . .	95
5.2.2. Sprachliche Bezugnahme . . . . .	104
5.2.2.1. Ein Beispiel: Walter Benjamin „Die Speisekammer“ . . .	104
5.2.2.2. Explizitheit und Komplexität . . . . .	106
5.2.2.3. Die Bezugsebene . . . . .	109
5.2.3. Anspielung und Analogie . . . . .	112
5.2.3.1. Ein graphisches Darstellungsmodell . . . . .	119
5.2.3.2. Ein Beispiel: „Oldtimer, Baujahr 45 ...“ (Partneranzeige) . . . . .	121
5.3. Zur Funktion des metaphorischen Sprechens . . . . .	125
5.3.1. Nochmals: Die ‚Partneranzeige‘ . . . . .	129
5.4. Zusammenfassung . . . . .	134
6. Habitualisierung und Typisierung von Metaphern . . . . .	137
6.1. Das kommunikative Setting in Phase 4 und 5 . . . . .	137
6.1.1. Sprachliche Indikatoren für die Konventionalisierung einer metaphorischen Verwendungsweise . . . . .	140
6.1.2. Verankerung im Gebrauchssystem . . . . .	143
6.2. Die Etablierung und Konventionalisierung sprachlicher Bezugsbereiche: Das kommunikative Setting in Phase 6 und 7 . . . . .	144
7. Eine Metapher von der Entstehung bis zu ihrer Konventionalisierung: <i>Datenautobahn</i> – eine Metapher in einem komplexen Handlungsfeld . . . . .	147
7.1. Die Materialsammlung . . . . .	147
7.2. Entstehung der Metapher . . . . .	148
7.2.1. Das Kompositum ‚Datenautobahn‘ . . . . .	150
7.3. Vergleichstheorien auf dem Prüfstand . . . . .	153
7.3.1. Schnelligkeit . . . . .	153
7.3.2. Der Straßentyp ‚Autobahn‘ . . . . .	153
7.3.3. Von ... nach ... . . . . .	153
7.3.4. Das Fahren auf der Autobahn . . . . .	154
7.3.5. Kritik an dem Vergleich . . . . .	155

7.4. Motivationsstruktur . . . . .	156
7.4.1. Neu entstehende Handlungs- und Kommunikationsfelder . . . . .	156
7.4.2. Komplizierte Sachverhalte . . . . .	158
7.5. Sprachliche Bezugnahme . . . . .	158
7.5.1. Der Autobahndiskurs als Bezugsdiskurs . . . . .	158
7.5.2. Anknüpfen an Bewertungshandlungen . . . . .	159
7.5.3. Sprachliche Analogien . . . . .	161
7.5.4. Anknüpfen an lexikalisierte Bewegungsmetaphern . . . . .	162
7.5.5. Explizitheit und Komplexität . . . . .	164
7.5.5.1. Struktur und Ausbau von Datennetzen . . . . .	164
7.5.5.2. Juristische Aspekte . . . . .	165
7.5.5.3. Neue Arbeitsstrukturen . . . . .	166
7.5.5.4. Belastung des Systems . . . . .	167
7.6. Kommunikative Etablierung . . . . .	169
7.6.1. Habitualisierung . . . . .	171
7.6.2. Konventionalisierung . . . . .	173
7.6.2.1. Indikatoren der Konventionalisierung . . . . .	173
7.6.2.1.1. Vorkommen in Redeberichten . . . . .	173
7.6.2.1.2. Allgemeine Erklärbarkeit . . . . .	175
7.6.2.1.3. Metasprachliche Verwendbarkeit . . . . .	176
7.6.2.1.4. Metaphernfähigkeit . . . . .	176
7.6.2.1.4.1. ‚Spezifische‘ Metaphernfähigkeit . . . . .	176
7.6.2.1.4.2. ‚Erweiterte‘ Metaphernfähigkeit . . . . .	177
7.6.2.2. Sprachsystematische Verankerung . . . . .	178
7.6.2.2.1. Kontextspezifik . . . . .	178
7.6.2.2.2. Synonymie . . . . .	178
7.6.2.2.3. Perspektivierungen . . . . .	184
7.6.2.2.4. Verlust an Explizitheit – Öffnung für neue Kollokationen . . . . .	186
7.7. Zusammenfassung . . . . .	187
8. Resümee . . . . .	191
Anhang: Materialsammlung <i>Datenautobahn</i> . . . . .	195
Literatur . . . . .	229





## Vorwort

Diese Arbeit wurde 1997 als Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster angenommen. Für die Druckfassung wurde das Manuskript gekürzt und formal angepaßt, neuere Erscheinungen zur Metapherntheorie konnten nur noch vereinzelt berücksichtigt werden.

Danken möchte ich Prof. Dr. Franz Hundsnurscher für die wissenschaftliche Begleitung der Arbeit und Prof. Dr. Jochen Splett, der als Zweitgutachter fungierte. Für anregende Diskussionen und produktive Kritik danke ich Dr. Ulrich Breuer, Dr. Götz Hindelang und Peter-Paul König.

Mein Dank gilt vor allem meinen Eltern, die mich in meinem Vorhaben stets ermutigt und unterstützt haben.

*Münster, im Oktober 2000*

*Susanne Beckmann*



# 1. Einleitung

Der Begriff ‚Grammatik‘ wird im Titel dieser Arbeit programmatisch gebraucht. Anknüpfend an die Tradition der sprachanalytischen Philosophie und entsprechende Ansätze der pragmatischen Linguistik ist damit ein Programm mit weitgehenden inhaltlichen und methodologischen Konsequenzen umschrieben. In dieser Arbeit soll auf dem Hintergrund dieser Tradition eine gebrauchstheoretisch orientierte Analyse des metaphorischen Sprechens vorgenommen werden.

Gegenstand der Arbeit sind Äußerungen wie (1)–(6), Beispiele für den metaphorischen Gebrauch von Sprache:

- (1) Auf der «Datenautobahn» ins Paradies?  
[NZZ Nr. 119, 25.5.1994, S. 65]
- (2) Zwei Wochen war der ‚Hai‘ schon abgetaucht.  
[Frankfurter Rundschau Nr. 46, 23.2.1996, S. 3]
- (3) Allerdings waren die Lymphknoten dieser Patienten bereits befallen – ein Zeichen dafür, daß die gefährlichen Vagabunden bereits Ausbruchversuche in den Körper unternommen haben.  
[DIE ZEIT Nr. 21, 20.5.1994, S. 47]
- (4) So heben wir denn ein letztes Mal warnend die Pfote und sagen den sieben Geißlein im Auswärtigen Amt: Laßt den Wolf aus Teheran nicht herein, auch wenn er Kreide gefressen hat und euch ein Menschenrechtsseminar am Ort des Menschenunrechts gestattet, auch wenn er, voller Milch der frommen Denkungsart, sich bereit zeigt, über die Zulassung von Kindern aus deutsch-iranischen Familien zur deutschen Schule nachzudenken.  
[DIE ZEIT Nr. 10, 4.3.1994, S. 57]
- (5) Dankbar und wild wie eine, die man aus dem Elternhaus sich geraubt hat, gab hier die Erdbeermarmelade ohne Semmel und gleichsam unter Gottes freiem Himmel sich zu schmecken, und selbst die Butter erwiderte mit Zärtlichkeit die Kühnheit eines Werbers, der in ihre Mädekammer vorstieß.  
[Walter Benjamin: Berliner Kindheit um Neunzehnhundert, S. 42]
- (6) Wir sehen, wir reden, wir wissen, wir erinnern, wir arbeiten und rechnen in Wolken und Nebeln.  
[Botho Strauss: Beginnlosigkeit, S. 11]

Max Black hat in seinem 1954 erschienenen Aufsatz „Metaphor“ folgende Fragen zur Lösung des Metaphernproblems vorgeschlagen:

„How do we recognize a case of metaphor?“ „Are there any criteria for the detection of metaphors?“ „Can metaphors be translated into literal expressions?“ „Is metaphor properly regarded as a decoration upon ‚plain sense‘?“ „What are the relations between metaphor and simile?“ „In what sense, if any, is a metaphor ‚creative‘?“ „What is the point of using a metaphor?“ [...] Or more briefly, „What do we mean by ‚metaphor‘?“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Black (1954/1962: 25).

Betrachtet man diesen Fragenkatalog heute, muß man rückblickend feststellen, daß auch eine intensive und inhaltsreiche Forschung noch nicht zur Beantwortung der Fragen geführt hat. Die Bemerkung, die Haverkamp seiner 1983 erstmals erschienenen Anthologie von Metapherntheorien vorangestellt hat, daß eine Theorie der Metapher „nur als Sammelname konkurrierender Ansätze“ existiere, daß sich die verschiedenen Theorien nicht zu einer übergreifenden Theorie zusammenfassen ließen, sondern als Teile alternativer Ansätze unvereinbar blieben, hat noch heute ihre Gültigkeit.<sup>2</sup>

Ein neuer Ansatz zur Metapher hat diese Lage zum Ausgangspunkt zu nehmen und die Frage zu stellen, ob die Disparatheit der Ansätze lediglich auf die Unvereinbarkeit der verschiedenen Forschungsparadigmen zurückzuführen ist oder ob es hierfür tieferliegende Gründe gibt. Es deutet einiges darauf hin, daß die Unvereinbarkeit der Ansätze eng mit dem Sonderstatus zusammenhängt, der der Metapher traditionell zugeschrieben wird und den sie bei vielen Autoren bis heute einnimmt. Eine Sprachtheorie kann auch danach beurteilt werden, welchen Ort sie dem metaphorischen Sprechen<sup>3</sup> zuweist bzw. ob sie das metaphorische Sprechen überhaupt systematisch berücksichtigt.

Betrachtet man die Geschichte der Metapherntheorie, so ist eine Entwicklung augenfällig: Die Betonung des kreativen Aspekts bei der Bildung von Metaphern und des Aspekts der Abweichung haben weitgehend zu einer Abkopplung des Metaphernproblems von systematischen Aspekten der Sprachbeschreibung geführt. Das metaphorische Sprechen erhält dadurch einen Sonderstatus, die Metapher wird häufig als isoliertes Sprachphänomen beschrieben, das jenseits des ‚normalen‘ Sprachvollzugs eine eigene Lösung für sich beansprucht. Diese Entwicklung ist tief in der Tradition verwurzelt. Sie beginnt mit einer einseitigen Lektüre der aristotelischen Metapherndefinition: „Eine Metapher ist die Übertragung eines Wortes (das somit in uneigentlicher Bedeutung verwendet wird)“, heißt die vieldiskutierte Definition in der *Poetik*, „und zwar entweder von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung, oder von einer Art auf eine andere, oder nach den Regeln der Analogie.“<sup>4</sup> Aristoteles hatte die Metapher neben der „Glosse“, dem „Schmuckwort“, der „Neubildung“, der „Erweiterung“ und der „Verkürzung“ dem „üblichen Ausdruck“ gegenübergestellt,<sup>5</sup> er kennzeichnet damit die Metaphernbildung als ein sprachliches Verfahren, das dem usuellen Gebrauch von Wörtern widerspricht.

Aus der aristotelischen Metaphernbeschreibung wurden vor allem Momente herausgelesen, die zur Isolierung des Metaphernproblems aus systematischen Zusammenhängen geführt haben. Ricoeur hat in seiner Lektüre der aristotelischen Metapherntheorie treffend einige Merkmale der aristotelischen Theorie und ihre Folgen für die Rhetorik beschrieben: Die Tatsache, daß Aristoteles die Metapher als etwas beschreibt, das dem Nomen oder dem Wort widerfährt, habe die rhetorische Theorie der Tropen vorbereitet. Sie sei in nuce bereits in der Definition des Aristoteles enthalten. Dafür habe man jedoch einen hohen Preis zu zahlen gehabt: die Unmöglichkeit, die Einheit einer bestimmten Funktionsweise

<sup>2</sup> Vgl. Haverkamp (1983/1996: 2).

<sup>3</sup> Mündliche wie schriftliche Formen metaphorischer Sprachverwendung werden im folgenden abkürzend als ‚metaphorisches Sprechen‘, deren Produzenten und Rezipienten als ‚Sprecher‘ bezeichnet.

<sup>4</sup> Aristoteles *Poetik*, 1457b, 21.

<sup>5</sup> Vgl. ebd.

zu erkennen.<sup>6</sup> Hieraus entsteht ein zentrales Problem: Die Beschränkung auf das Wort und später auf den Satz verdeckt die dialogischen bzw. textuellen Bezüge der Metaphorik, eine Entwicklung, die einer funktionalen Betrachtungsweise im Wege steht.

Eine weitere Entwicklung, die von Aristoteles ausgeht, ist in der Charakterisierung der Metapher als etwas Fremdartigem zu sehen. Auch diesen Aspekt hat Ricoeur treffend beschrieben: „[D]ie Metapher ist die Übertragung eines Nomens, das Aristoteles *fremd* (*alotrion*) nennt, das also »eine andere Sache bezeichnet« (1457b 7), das »einer anderen Sache zugehört« (1457b 31)“.<sup>7</sup> Der Abweichungscharakter werde durch Synonyme hervorgehoben, die Aristoteles an die Stelle von *alotrion* setzt:

»Die beste Sprachform ist diejenige, die klar und nicht gewöhnlich ist. Am klarsten ist sie mit den gebräuchlichen Nomina, aber dann ist sie gewöhnlich. (...) Erhaben und das Gewöhnliche meidend ist die Dichtung, die fremdartige (*xenikon*) Worte gebraucht. Fremdartig nenne ich die Glosse, die Metapher, die Erweiterung und alles außerhalb des Gebräuchlichen (*para to kyrion*)« [1458a 18–23].<sup>8</sup>

Im gleichen Sinne von Abweichung werde auch »das Gewöhnliche meidend« (*exallatousa to idiōtikon*, 1458a 21) gebraucht.<sup>9</sup> In Anlehnung an diese Vorstellungen zeichnen sich zwei Entwicklungen ab: Es entstehen zum einen Theorien der Metapher, die das Andersartige, das Ungewöhnliche in den Mittelpunkt stellen. Schon allein die Metaphorisierungen, die innerhalb der Modellbildungen zustandekommen, spiegeln eine solche Auffassung: „Ich schlage vor“, resümiert Schöffel in seinem 1987 erschienenen Buch „Denken in Metaphern“, „nachdem die Metapher als kleine Abweichung, als kleiner Mythos, als kleines Gedicht, als kleines Kunstwerk und als kleiner Text untersucht wurde, sie als ein kleines Apriori zu untersuchen“.<sup>10</sup>

Die zweite Entwicklung, die von dem genannten aristotelischen Theorem ihren Ausgang nimmt, ist geprägt durch die Vorstellung, daß die Abweichung ein zentraler Aspekt bei der Beschreibung des metaphorischen Sprechens sei. Während die oben beschriebene Tendenz sich eher darin ausdrückt, das Metaphernproblem aus einer systematischen Sprachbetrachtung herauszulösen und Metaphern als völlig eigenständig erscheinen zu lassen, zeichnet sich diese Tendenz durch die Konzentration auf ein einzelnes Moment des metaphorischen Sprechens aus. Sie findet ihren Ausdruck in Theorien, die vom ‚Kategorienfehler‘, von ‚kategorialer Falschheit‘, ‚semantischer Anomalie‘, ‚kalkulierter Absurdität‘ oder ähnlichen an der Anomalie orientierten Begriffen ausgehen.<sup>11</sup>

Auch die lange Tradition der kritischen Auseinandersetzung mit dem metaphorischen Sprechen sowie die seit dem 18. Jahrhundert einsetzende Gegenbewegung, die emphatisch vorgebrachte Hochschätzung der Metapher als originärer Denkform,<sup>12</sup> als ursprünglicher

<sup>6</sup> Vgl. Ricoeur (1975/1986: 21).

<sup>7</sup> Ricoeur (1975/1986: 23); Ricoeur zitiert hier folgende Ausgabe: Aristoteles: *Poetik*. Übersetzt von Olof Gigon. – Stuttgart 1964, Zürich 1961.

<sup>8</sup> Ricoeur (1975/1986: 23f.).

<sup>9</sup> Vgl. ebd. 24.

<sup>10</sup> Schöffel (1987: 216).

<sup>11</sup> Vgl. hierzu Kapitel 3.2.1.

<sup>12</sup> Vgl. z. B. Vico (1744/1992: 188ff.); zur Position Vicos vgl. Debatin 1995: 32ff.

Ausdrucksform der Sprache,<sup>13</sup> als eines Instruments geistiger Erkenntnis, haben nicht dazu beigetragen, der Metapher einen angemessenen Ort im Rahmen der kommunikativen Praxis zuzuweisen.<sup>14</sup> So wurde einerseits die Skepsis wachgehalten, daß die Metapher kein adäquates Ausdrucksmittel für bestimmte Inhalte bzw. Textsorten sei, und andererseits der Gebrauch von Metaphern in eine Sphäre entrückt, die ebenfalls weit entfernt von jeder normalen kommunikativen Praxis ist. „Der gemeine Mann“, heißt es bei Johann Martin Chladenius, „pflegt nicht leichte sinnreich zu reden, und daher braucht er die Wörter in eigentlichem Verstande“.<sup>15</sup> Daß Philosophen und Theoretiker des 18. Jahrhunderts die Metaphorik systematisch in die Nähe von Begriffen wie ‚Ingenium‘ und ‚Witz‘ rücken, entspricht einer solchen Vorstellung.<sup>16</sup> Aristoteles hatte durch seine Bemerkung in der „Poetik“, die Metapher sei ein Zeichen von Begabung, das einzige, das man nicht von einem anderen erlernen könne, eine solche Auffassung vorbereitet.<sup>17</sup> Richards hat dagegen zu Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die zentrale Fähigkeit, auf denen Metaphern basieren, nämlich die Fähigkeit zur Analogie, eine grundlegende sprachliche Fähigkeit sei:

One assumption is that ‚an eye for resemblances‘ is a gift that some men have but others have not. But we all live, and speak, only through our eye for resemblances. Without it we should perish early.<sup>18</sup>

Die beschriebene Tendenz der Isolierung und Absonderung der Metapher von den normalen sprachlichen Vollzügen setzt sich bis in die Moderne fort. Daneben finden sich allerdings auch eine Reihe von Arbeiten, die in der Metapher eine konstitutive Form sprachlichen Ausdrucks sehen, Arbeiten, die sich mit dem Handlungsaspekt der Metapher beschäftigen,<sup>19</sup> oder Ansätze, die den Metapherngebrauch in bestimmten konkreten Anwendungsfeldern beschreiben.<sup>20</sup>

---

<sup>13</sup> Bei Jean Paul (1813/1987: 184, § 50) heißt es: „Wie im Schreiben Bilderschrift früher war als Buchstabenschrift, so war im Sprechen die Metapher, insofern sie Verhältnisse und nicht Gegenstände bezeichnet, das frühere Wort, welches sich erst allmählich zum eigentlichen Ausdruck entfärben mußte. Das tropische Beseelen und Beleiben fiel noch in eins zusammen, weil noch Ich und Welt verschmolz. Daher ist jede Sprache in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblasseter Metaphern.“

<sup>14</sup> Vgl. zu diesen Entwicklungen auch Weinrich (1980: 1180f.); Bertau (1996: 61–81).

<sup>15</sup> Chladenius (1742/1969: 41).

<sup>16</sup> Vgl. z. B. Gottsched (1742/1973: 324); vgl. zu diesem Themenkomplex Scholz (1995: 40ff.).

<sup>17</sup> Vgl. Aristoteles *Poetik*, 1459a, 5–10.

<sup>18</sup> Richards (1936/1965: 89); vgl. auch Ricoeur (1975/1986: 138f.).

<sup>19</sup> Vgl. z. B. die Arbeiten von Keller (1975; 1995; 1995b); Nieraad (1977); Berg (1978); Huttar (1980); Kügler (1984); Keller-Bauer (1984); Hundsnurscher (1985; 1993); Mac Cormac (1988); Cooper (1986); Michel (1987); Way (1991); Pielenz (1993); vgl. hierzu auch die Aufsätze in den Sammelbänden von Ortony (1979/1993); Arntzen/Hundsnurscher (1993) und entsprechende Einträge in den Bibliographien von van Noppen/de Knop/Jongen (1985) und van Noppen/Holms (1990).

<sup>20</sup> Vgl. z. B. Küster (1983); Jakob (1991); Gordon (1986; 1992); Ankersmit (1993); Pen (1993); Hesse (1993); Sticht (1993); Liebert (1995); Baldauf (1997); vgl. hierzu auch entsprechende Einträge in den Bibliographien von van Noppen/de Knop (1985) und van Noppen/Holms (1990).

Jeder Diskurs über die Metapher – bemerkt Eco – habe seinen Ursprung in einer radikalen Wahl: Entweder sei die Sprache von Natur aus ursprünglich metaphorisch, und der Mechanismus der Metapher begründe sprachliche Aktivität, oder die Sprache sei ein regelgeleiteter Mechanismus, eine Vorschriften auferlegende Maschine, eine Maschine, die sagt, welche Sätze erzeugt werden können und welche nicht, eine Maschine, bezüglich derer die Metapher ein Zusammenbruch, eine Funktionsstörung, ein unerklärliches Ereignis ist.<sup>21</sup>

Diese Dichotomie soll hier in Frage gestellt werden. Es soll gezeigt werden, daß Kreativität und Regelwissen nicht als Antinomie aufzufassen sind, sondern in mehrfacher Hinsicht aufeinander bezogen werden können. Diese Auffassung ist grundlegend für das methodologische Konzept, das hier unter dem programmatischen Titel „Die Grammatik der Metapher“ vorgestellt werden soll. Es stellt den Versuch dar, den metaphorischen Gebrauch sprachlicher Mittel im Rahmen eines gebrauchstheoretisch orientierten Ansatzes zu beschreiben. Der programmatisch verwendete Terminus ‚Grammatik‘ bedarf, das zeigen lebhaft Auseinandersetzungen in der Forschungsliteratur,<sup>22</sup> einer theoretischen Fundierung. Diese soll im zweiten Kapitel – bezugnehmend auf die Tradition der sprachanalytischen Philosophie – geleistet werden. Daraus ergibt sich auf der einen Seite die methodologische Grundlage für die Analyse des metaphorischen Sprechens, auf der anderen Seite eine bestimmte Positionierung zu klassischen Theoremen der Metaphernliteratur.

Die Entscheidung für einen pragmatisch orientierten Grammatikbegriff zieht die Präferenz einer bestimmten Analyseebene nach sich. Die traditionelle Wahl der Wort- oder Satzebene wird verlassen zugunsten größerer kommunikativer Einheiten wie Sequenz, Handlungsmuster, Sprachspiel etc. Das Sprechen wird dabei mit Wittgenstein als Teil einer Lebensform aufgefaßt, in die das einzelne Sprachspiel eingebettet ist. Aus dieser Perspektive stellt sich das metaphorische Sprechen nicht als ‚Fehler‘, als ‚Anomalie‘, als ‚Absurdität‘ oder als eine Form des uneigentlichen Sprechens dar, sondern als eine grundlegende Form menschlicher Kommunikation (vgl. Kapitel 3), die von den ‚organisierenden Prinzipien‘ des Sprachspiels und der Lebensform ihre Kontur erhält. Erst von hier aus lassen sich auch die Funktionen des metaphorischen Sprechens adäquat beschreiben. (Vgl. Kapitel 5.3)

Ein zentrales Anliegen dieser Arbeit gilt der Klärung der Frage, welchen Anteil Regeln bei der Bildung und beim Verstehen von Metaphern haben. Zur Klärung dieser Frage ist es erforderlich, den Terminus ‚Metapher‘ zu präzisieren, d.h. die Fülle der sprachlichen Erscheinungen, die unter dem Terminus ‚Metapher‘ gefaßt werden, hinsichtlich ihrer Regelmäßigkeit zu differenzieren. In Kapitel 4 werden verschiedene ‚kommunikative Settings‘ unterschieden, die den unterschiedlichen Graden der Konventionalisiertheit einer metaphorischen Verwendung Rechnung tragen. Kapitel 5 und 6 sind der Frage gewidmet, welche Gebrauchsbedingungen in den jeweiligen Settings gegeben sind: Welche Gebrauchsbedingungen liegen vor, wenn eine originäre Metapher gebildet und verstanden wird, wenn sie sich zu habitualisieren beginnt, und schließlich: Von was für Bedingungen können Sprecher ausgehen, wenn sich eine metaphorische Verwendungsweise konventionalisiert hat? Das vorgestellte Modell wird in Kapitel 7 exemplarisch angewandt und konkretisiert. Auf

<sup>21</sup> Vgl. Eco (1985: 134).

<sup>22</sup> Vgl. Weigand (1992; 1993); Rehbock (1993).

der Grundlage einer umfangreichen Materialsammlung werden Entstehung, Gebrauch, Habitualisierung und Konventionalisierung einer Metapher nachgezeichnet. Im Anhang sind alle Belegstellen aus dem Zeitungskorpus chronologisch aufgelistet.



## 2. Der erweiterte Begriff ‚Grammatik‘ im Rahmen einer pragmatischen Sprachbetrachtung

In der linguistischen Pragmatik wird der Begriff ‚Grammatik‘ zunehmend auch für die Beschreibung von Phänomenen des Sprachgebrauchs in Anspruch genommen und damit abweichend von den in der Linguistik etablierten ‚klassischen‘ Lesarten verwendet. Wendungen wie ‚Grammatik des Dialogs‘<sup>1</sup> oder „Grammatik des Sprachgebrauchs“<sup>2</sup> waren in der Linguistik jedoch von Anfang an umstritten, und es geht – wie die Diskussion in der „Zeitschrift für germanistische Linguistik“ aus dem Jahr 1993 zeigt – dabei um weit mehr als um die Verwendungsweise eines Terminus.<sup>3</sup> Mit der Verwendung des Wortes *Grammatik* im Bereich der pragmatischen Sprachbeschreibung verbindet sich ein Forschungsprogramm, dessen Berechtigung diejenigen anzweifeln, die diese Begriffserweiterung für ungeeignet halten.<sup>4</sup> Im weitesten Sinne handelt es sich um eine Methodendiskussion. Es geht um die Frage, auf welche Phänomene der Regelbegriff angewendet werden darf. Da der um eine pragmatische Komponente erweiterte Grammatikbegriff auch für diese Arbeit zentral ist, möchte ich zunächst einige Ausführungen zu dem hier verwendeten Terminus machen. Gegen die Kritik von Rehbock, daß dieser Terminus völlig unreflektiert auf die Pragmatik übertragen worden sei,<sup>5</sup> soll hier an seine Geschichte erinnert werden. Anschließend folgt eine kurze Auseinandersetzung mit den zentralen Kritikpunkten an diesem Konzept. Die Kritik an dem Grammatikkonzept macht eine Präzisierung des Regelbegriffs notwendig, mit der das Kapitel schließt.

### 2.1. Die Erweiterung des Begriffs ‚Grammatik‘ in der Philosophie des Wiener Kreises

Einen pragmatisch erweiterten Begriff von ‚Grammatik‘, wie er in dieser Arbeit entwickelt werden soll, findet man bereits in der Philosophie des Wiener Kreises. Die spezielle Arbeits- und Organisationsform des Wiener Kreises, die unter anderem durch einen regen informellen Gedankenaustausch gekennzeichnet war, macht es jedoch schwierig, den Ursprung bestimmter Theoreme und Begriffe genau auszumachen. So findet man den Begriff ‚Grammatik‘ in seiner pragmatischen Lesart bei Ludwig Wittgenstein, aber zeitgleich auch bei Friedrich Waismann<sup>6</sup> und Josef Schächter<sup>7</sup>. Während Waismann eindeutig als Kom-

---

<sup>1</sup> Vgl. z. B. Hundsnurscher (1980: 91ff.; 1986: 42).

<sup>2</sup> Vgl. z. B. Weigand (1992: 182).

<sup>3</sup> Vgl. Weigand (1992; 1993); Rehbock (1993).

<sup>4</sup> Vgl. z. B. Kohrt (1986); Rehbock (1993).

<sup>5</sup> Vgl. Rehbock (1993: 205ff.).

<sup>6</sup> Waismann (1965/1985).

<sup>7</sup> Schächter (1935/1978).

mentator Wittgensteins einzustufen ist,<sup>8</sup> geht die Begriffsbildung bei seinem Schüler Josef Schächter nur zum Teil auf Wittgenstein zurück. Josef Schächters Schrift „Prolegomena zu einer kritischen Grammatik“ ist zeitlich zwischen der „Philosophischen Grammatik“ und den „Philosophischen Untersuchungen“ anzusiedeln. Schächter war vor allem über seinen Lehrer Waismann mit dem Denken Wittgensteins vertraut und hatte auch Wittgensteins „Philosophische Grammatik“ rezipiert, in der der Begriff einer erweiterten Grammatik – wie schon der Titel signalisiert – bereits eine Rolle spielt. Insgesamt tragen Schächters Ausführungen aber deutlich eigenständige Züge. Aus heuristischen Gründen möchte ich zunächst die Ausführungen Schächters zur Erweiterung des Grammatikbegriffs darlegen.

### 2.1.1. Der Begriff der ‚Grammatik‘ in Josef Schächters „Prolegomena zu einer kritischen Grammatik“

Mit diesem 1935 erstmals erschienenen Buch will Schächter eine „leicht faßliche Darlegung“ seiner Ideen „zur Begründung einer kritischen Grammatik bieten“<sup>9</sup>. Die Aufgabe einer kritischen Grammatik sei eine logische Ergänzung und Verbesserung der traditionellen Grammatik: überall dort, wo die übliche Sprachlehre es versäumt habe, die in der Sprache geltenden Regeln aus dem Gebrauch abzulesen bzw. richtig abzulesen, solle die kritische Grammatik vervollständigen und korrigieren.<sup>10</sup> Schächter bezieht sich zwar auf den Begriff des Zeichens, gibt ihm aber eine pragmatische Dimension:

Alles das, was wir ein Zeichen nennen, wird in einer bestimmten Art verwendet. Wir sagen dann, ein Zeichen bedeutet etwas. [...] Die Zeichen sind Mittel zu bestimmten Handlungen. Wir bedienen uns ihrer, um Befehle zu erteilen, Wünsche zu äußern, zu fluchen, zu streiten, uns zu versöhnen, Philosophie zu treiben usf.<sup>11</sup>

Unter Verwendung versteht Schächter, daß man einen bestimmten Gegenstand in einer Handlung als Mittel zu einem bestimmten Zweck gebraucht.<sup>12</sup> Der um eine pragmatische Komponente erweiterte Begriff von ‚Grammatik‘ nimmt Gestalt an, wenn Schächter zwischen einer „Grammatik des Materials“ und einer „Grammatik der Bedeutung“ unterscheidet: Man könne große Teile der üblichen Sprachlehre mit Recht als ‚Grammatik des Materials‘ bezeichnen, da man sich dort lediglich mit dem Material des Zeichens beschäftige. Dies geschehe beispielsweise in der Lautlehre und der Formenlehre.<sup>13</sup> Für Schächter leistet die Formenlehre nichts anderes, als eine gewisse Ordnung in ein vorgegebenes Material zu bringen:

[...] sie trifft aufgrund materieller Unterschiede Unterscheidungen und schafft dadurch Schemata. Es unterscheiden sich z. B. die beiden Genitivformen »der Löwe, des Löwen«; »der Tisch, des

---

<sup>8</sup> Vgl. Baker/McGuinness (1985: 661).

<sup>9</sup> Schächter (1935/1978: 5).

<sup>10</sup> Vgl. ebd.

<sup>11</sup> Ebd. 12.

<sup>12</sup> Vgl. ebd.

<sup>13</sup> Vgl. ebd. 35f.

Tisches«, einzig und allein dadurch, daß im ersten Falle das Wort auf *en* ausgeht und im zweiten auf *es*.<sup>14</sup>

Gebrauche man den Genitiv dieser beiden Wörter, so liege trotz des Unterschiedes im Material kein weiterer Unterschied in der Bedeutung vor. Dasselbe gelte z. B. auch für die Einteilung der Verben in starke und schwache.<sup>15</sup> Eine ‚Grammatik des Materials‘ liege überall dort vor, wo einem Unterschied des Materials, der sich in der Sprache bemerkbar macht, kein Unterschied in der Bedeutung entspreche.<sup>16</sup> Schächter veranschaulicht den Gebrauch des Terminus durch den Vergleich mit einem Buch über das Schachspiel, das nicht wie die üblichen Lehrbücher des Schachspiels abgefaßt sei, sondern das sich mehr von der äußeren Seite mit dem Schachspiel beschäftige, „d. h., es beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Aussehen der Figuren und deren Einteilung darnach, allerdings kommen hier und da auch Hinweise über Züge und Stellungen vor“.<sup>17</sup>

Der ‚Grammatik des Materials‘ wird die ‚Grammatik der Bedeutung‘ gegenübergestellt, die einem Lehrbuch des Schachspiels gleiche, in dem hauptsächlich von Zügen und Stellungen die Rede sei und das Material nur insofern berücksichtigt werde, als es für diese von Belang ist.<sup>18</sup> Mit der Einführung des Begriffs einer ‚kritischen Grammatik‘, worunter Schächter die ‚Grammatik der Bedeutung‘ versteht, will er – wie er hervorhebt – weder die Unterschiede des Materials abschaffen (so ein Eingriff läge etwa beim Esperanto vor) noch die übliche Sprachlehre antasten:

Mit dem Worte »kritische Grammatik« meinen wir keinerlei wie immer geartete Reform der Sprache, sondern eine Betrachtung der Sprache nach Gesichtspunkten der Bedeutungsverschiedenheit ihrer Zeichen. Für die Grammatik der Bedeutung sind alle Materialien gleich geeignet und gleichwertig.<sup>19</sup>

In der praktischen Umsetzung, die Schächter im folgenden vornimmt, bleibt er weit hinter seinen theoretischen Ausführungen zurück. Sie ist geprägt durch das Schwanken zwischen einer gebrauchstheoretischen Orientierung einerseits und einer logischen Betrachtungsweise andererseits. Die „Prolegomena zu einer kritischen Grammatik“ markieren – wie die Schriften Wittgensteins zu dieser Zeit auch – den Übergang von einer logisch-formalen zu einer verwendungsorientierten Betrachtung der Sprache. Für den hier fokussierten Zusammenhang bleibt aber festzuhalten, daß Schächter eine Erweiterung des Grammatikbegriffs vornimmt, und zwar in dem Sinne, daß er unter dem Begriff ‚Grammatik‘ auch jene Phänomene faßt, die etwas mit dem Sprachgebrauch zu tun haben. Das Wort ‚Grammatik‘ will er nicht nur bereithalten für die traditionelle Sprachlehre; von Grammatik könne immer dann gesprochen werden, wenn es um „das Sichrichten nach gewissen Regeln und die

---

<sup>14</sup> Ebd. 36.

<sup>15</sup> Vgl. ebd.

<sup>16</sup> Vgl. ebd.

<sup>17</sup> Ebd. 37.

<sup>18</sup> Vgl. ebd.

<sup>19</sup> Ebd. 36f.

Festsetzung von Regeln“ geht.<sup>20</sup> In diesem Sinne „liegt Grammatik überall dort vor, wo es Sprache überhaupt gibt.“<sup>21</sup>

### 2.1.2. Die Verwendung des Wortes *Grammatik* bei Ludwig Wittgenstein

Man könnte geneigt sein, Wittgensteins Gebrauch des Wortes ‚Grammatik‘, der sich sowohl vom allgemeinen Sprachgebrauch wie auch von der Verwendung in der klassischen Sprachwissenschaft unterscheidet, auf seinen laxen Umgang mit traditionellen Begriffen und ihren Inhalten zurückzuführen. Die provokative Äußerung „Wir machen Kleinholz aus der gewöhnlichen Grammatik“<sup>22</sup> mag eine solche Auffassung vielleicht bestärken. Der Titel seiner 1969 erstmals erschienenen Schrift „Philosophische Grammatik“ zeigt jedoch, daß hinter der Begrifflichkeit sehr wohl ein Programm steht: Er habe, was man im allgemeinen Grammatik nennt, verlassen, um bestimmte Verwirrungen aus dem Weg zu räumen, für die sich der Grammatiker nicht interessiere, leitet Wittgenstein die angeführte Bemerkung ein.<sup>23</sup> Es geht ihm dabei aber weniger darum, die Erkenntnisse und Leistungen, die de facto im Rahmen der traditionellen Grammatik gewonnen wurden, in Frage zu stellen; die Stoßrichtung ist vielmehr eine philosophisch orientierte Erweiterung des Sprachbegriffs. Dabei geht Wittgenstein in seiner Erweiterung des Grammatikbegriffs wesentlich weiter als Schächter.

Grammatik meint nach Wittgenstein nicht nur Funktions- und Bedeutungsunterschiede, die Grammatik gibt uns auch Aufschluß über unser Erkenntnisvermögen. Mit Bemerkungen wie: „Das Wesen ist in der Grammatik ausgesprochen“<sup>24</sup> oder „Welche Art von Gegenstand etwas ist, sagt die Grammatik“<sup>25</sup> will Wittgenstein darauf aufmerksam machen, daß unser Zugang zur Wirklichkeit über die Sprache führt. Unsere Sprache ist nicht unabhängig von der Realität, sie gestaltet den Zugang zu ihr und ist somit zugleich Erkenntnismittel. In diesem Sinne gehören zur Grammatik „alle Bedingungen des Vergleichs des Satzes mit der Wirklichkeit; d. h., alle Bedingungen des Sinnes“<sup>26</sup>. Der enge Zusammenhang von Sprache und Wirklichkeit kulminiert in Wittgensteins Konzeption des Sprachspiels, welches als Teil der Lebensform die beiden Größen aufs engste miteinander verbindet: „eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen“<sup>27</sup>.

Dies darf allerdings nicht im Sinne einer Entsprechung von Grammatik und Tatsachen mißverstanden werden: Man sei versucht, schreibt Wittgenstein in § 331 der Sammlung „Zettel“, die Regeln der Grammatik durch Sätze der Art „Aber es gibt doch wirklich vier primäre Farben“ zu rechtfertigen. Gegen eine solche Rechtfertigung, die nach dem Modell der Rechtfertigung eines Satzes durch den Hinweis auf seine Verifikation gebaut ist, wen-

<sup>20</sup> Vgl. ebd. 59.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Wittgenstein L I § 27, S. 186.

<sup>23</sup> Vgl. ebd.

<sup>24</sup> Wittgenstein PU § 371, S. 398.

<sup>25</sup> Wittgenstein PU § 373, S. 398.

<sup>26</sup> Wittgenstein PG § 45, S. 13.

<sup>27</sup> Wittgenstein PU § 19, S. 246.

det Wittgenstein ein, daß die Regeln der Grammatik willkürlich seien.<sup>28</sup> „Glaub doch nicht, daß du den Begriff der Farbe in dir hältst, weil du auf ein farbiges Objekt schaut“<sup>29</sup>, provoziert Wittgenstein den Leser, und auf die Frage, wie man die Farbe Rot erkenne, antwortet er lakonisch: „Ich habe Deutsch gelernt“.<sup>30</sup>

14. Von einer grammatischen Regel können wir nicht sagen, daß sie einer Tatsache entspricht oder ihr widerspricht. Die Regeln der Grammatik sind unabhängig von den Tatsachen, die wir in unserer Sprache beschreiben. [...]<sup>31</sup>

Die Hinwendung zur Sprache als dem zentralen Medium unserer Erkenntnis führt zu einer Fokussierung des Sprachgebrauchs. Hieraus ergibt sich die deskriptive Perspektive des Grammatikbegriffs:

122. Es ist eine Hauptquelle unseres Unverständnisses, daß wir den Gebrauch unserer Wörter nicht übersehen. – Unserer Grammatik fehlt es an Übersichtlichkeit. – Die übersichtliche Darstellung vermittelt das Verständnis, welches eben darin besteht, daß wir die ‚Zusammenhänge sehen‘. [...] Der Begriff der übersichtlichen Darstellung ist für uns von grundlegender Bedeutung. [...]<sup>32</sup>

Wittgenstein wird nicht müde, den Leser anzuweisen, sich den Sprachgebrauch genau anzuschauen: „Wie ein Wort funktioniert, kann man nicht erraten. Man muß seine Anwendung ansehen und daraus lernen.“<sup>33</sup> Das Wort *Grammatik* taucht systematisch dort auf, wo es um die Beschreibung des tatsächlichen Sprachgebrauchs geht; Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang von der „Grammatik des Wortes »Schmerz«“<sup>34</sup>, der „Grammatik des Wortes »denken«“<sup>35</sup>, der „Grammatik von »passen«, »können« und »verstehen«“<sup>36</sup> usw. Diese deskriptive Perspektive nimmt er auch ein, wenn er von der Grammatik als den „Geschäftsbüchern der Sprache“ spricht, in denen die „tatsächlichen Transaktionen der Sprache“ verzeichnet sind.<sup>37</sup>

Denkt man an Wittgensteins Bemerkungen zur Gebrauchstheorie der Bedeutung – an den vielzitierten Paragraphen 43 der „Philosophischen Untersuchungen“<sup>38</sup> –, dann geht es bei der grammatischen Analyse einzelner Verwendungen immer auch um deren Gebrauch, um die Rolle, die sie im konkreten Sprachspiel, in der Lebensform spielen. Unter Gebrauch versteht er die Art und Weise, wie wir die Wörter verwenden, welche Handlungen wir damit vollziehen: Das Sprechen ist eingebunden in den Vollzug von Tätigkeiten („Unsre Rede erhält durch unsre übrigen Handlungen ihren Sinn“<sup>39</sup>) und selbst eine Form

<sup>28</sup> Vgl. Wittgenstein Z § 331, S. 350.

<sup>29</sup> Vgl. ebd. § 332, S. 350.

<sup>30</sup> Wittgenstein PU § 381, S. 400.

<sup>31</sup> Wittgenstein L II § 14, S. 229.

<sup>32</sup> Wittgenstein PU § 122, S. 302.

<sup>33</sup> Ebd. § 340, S. 387.

<sup>34</sup> Ebd. § 257, S. 361.

<sup>35</sup> Ebd. § 339, S. 387.

<sup>36</sup> Ebd. § 182, S. 334.

<sup>37</sup> Vgl. Wittgenstein PG § 44, S. 87.

<sup>38</sup> Vgl. Wittgenstein PU § 43, S. 262f.

<sup>39</sup> Wittgenstein ÜG § 229, S. 164.

des Handelns: Die Sprache „ist durch die Sprachhandlungen charakterisiert“<sup>40</sup>, formuliert Wittgenstein programmatisch. Hier liegt der zentrale Anknüpfungspunkt für die gebrauchstheoretisch orientierte Semantik, die sich von der Wortsemantik als einer kompositionell verfahrenen Semantik abwandte und das Wort systematisch in den Äußerungs- und Handlungszusammenhang stellte.<sup>41</sup>

Wittgensteins Interesse gilt nicht nur einzelnen Verwendungsweisen, sondern dem ganzen Sprachspiel, der Lebensform, in die es eingebettet ist: Mit den zentralen Begriffen ‚Sprachspiel‘ und ‚Lebensform‘ hat Wittgenstein den Fokus von den kleinen Einheiten auf komplexere sprachliche Formen gelenkt: „Das Wort »Sprachspiel« soll [...] hervorheben, daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.“<sup>42</sup> Die Lebensform als Bindeglied zwischen Sprache und Wirklichkeit ist grundlegend für unser Sprechen, sie konstituiert im Sinne einer gesellschaftlichen Praxis sprachliche Regeln auf den verschiedensten Ebenen: „Lebensformen bilden als historisch-kulturelle Formen gesellschaftlichen Handelns das pragmatische Fundament von Sprache.“<sup>43</sup>

Wittgenstein hat Diskurszusammenhänge zwar nicht systematisch untersucht, er macht aber immer wieder darauf aufmerksam, daß eine grammatische Analyse nur unter Einbeziehung des Sprachspiels und der Lebensform möglich ist, so auch im folgenden Beispiel, durch das er zu zeigen versucht, daß die Verifikation von konstativen Äußerungen sich immer vor einem bestimmten Hintergrund vollzieht:

441. Im Gerichtssaal würde die bloße Versicherung des Zeugen »Ich weiß...« niemand überzeugen. Es muß gezeigt werden, daß der Zeuge in der Lage war zu wissen. [...]<sup>44</sup>

Was Wittgenstein unter Grammatik versteht, realisiert sich in dem, was er ‚einer Regel folgen‘ nennt.<sup>45</sup> Die Grammatik ist der Ort der Regeln.<sup>46</sup> Wenn Wittgenstein im Rahmen seines erweiterten Sprachkonzepts von ‚Grammatik‘ spricht, dann akzentuiert er, daß nahezu der gesamte Bereich sprachlicher Praxis über Regeln zu erschließen ist. In diesem Sinne will Wittgenstein selbst das Sprechen über Gott als regelgeleitet analysieren:

Luther hat einmal gesagt, die Theologie sei die Grammatik des Wortes »Gott«. Dies fasse ich so auf, daß eine Untersuchung dieses Wortes eine grammatische wäre. Es könnte z. B. sein, daß sich die Leute darüber streiten, wie viele Arme Gott hat, und dann würde sich womöglich einer in die Debatte einmischen, indem er bestreitet, daß von den Armen Gottes überhaupt gesprochen werden kann. Dies würde Licht werfen auf den Gebrauch des Wortes. Auch was als lächerlich oder ketzerisch gilt, läßt die Grammatik des Wortes erkennen.<sup>47</sup>

<sup>40</sup> Wittgenstein PG § 140, S. 193.

<sup>41</sup> Vgl. hierzu z. B. Hundsnurscher/Splett (1982); Thiele (1990); Hundsnurscher (1991; 1993b; 1995); Beckmann (1994); Gloning (1996).

<sup>42</sup> Wittgenstein PU § 23, S. 250.

<sup>43</sup> Fischer (1987: 43).

<sup>44</sup> Wittgenstein ÜG § 441, S. 207.

<sup>45</sup> Vgl. Fischer (1987: 81).

<sup>46</sup> Vgl. Wittgenstein PU § 497, S. 432.

<sup>47</sup> Wittgenstein L II § 28, S. 187.

Wie die obigen Beispiele zeigen, kann das soweit gehen, daß das Handlungsmuster eines Sprachspiels nicht nur die thematische Struktur prägt (z. B. durch ritualisierte Diskurse), sondern auch bestimmte thematische Zugänge und Fragen ausschließt, wobei eine Besonderheit des religiösen Diskurses sicherlich darin besteht, daß die Kirchen in ihren institutionellen Aufgliederungen verschiedenste Techniken und Praktiken der Sanktionierung entwickelt haben, um Einfluß auf die Struktur von Sprachspielen, die in dem durch sie kontrollierten Rahmen geführt werden, zu nehmen. Für Wittgenstein gehören solche Prozesse zur Lebensform. Sie gehen in die Regeln ein, die die Sprachspiele im religiösen Bereich konstituieren.

Der ‚Witz‘ des Wittgensteinschen Grammatikbegriffs liegt in dem Anspruch, die Gesamtheit sprachlicher Interaktionen in ihrer Einbettung in soziale Kontexte über Regeln zu erschließen, wobei er betont, daß die Form solcher Regeln sehr verschieden sein kann. Mit der Erweiterung des Grammatikbegriffs beansprucht Wittgenstein nicht nur, den Begriff der Regel auf Phänomene des Sprachgebrauchs auszudehnen; die Erweiterung betrifft vielmehr auch die Auffassung von sprachlichen Regeln als solchen, was für die Pragmatik als linguistische Disziplin von großer Bedeutung war: Auch hier gilt, was Wittgenstein im Zusammenhang der grammatischen Analyse immer wieder fordert, daß man der Vielfalt der sprachlichen Regeln nur gerecht werden kann, wenn man den sprachlichen Gebrauch von Fall zu Fall analysiert:

54. Denken wir doch daran, in was für Fällen wir sagen, ein Spiel werde nach einer bestimmten Regel gespielt!

Die Regel kann ein Befehl des Unterrichts im Spiel sein. Sie wird dem Lernenden mitgeteilt und ihre Anwendung eingeübt. – Oder sie ist ein Werkzeug des Spieles selbst. – Oder: Eine Regel findet weder im Unterricht noch im Spiel selbst Verwendung; noch ist sie in einem Regelverzeichnis niedergelegt. Man lernt das Spiel, indem man zusieht, wie Andere es spielen. Aber wir sagen, es werde nach den und den Regeln gespielt, weil ein Beobachter diese Regeln aus der Praxis des Spiels ablesen kann, – wie ein Naturgesetz, dem die Spielhandlungen folgen. – Wie aber unterscheidet der Beobachter in diesem Fall zwischen einem Fehler der Spielenden und einer richtigen Spielhandlung? – Es gibt dafür Merkmale im Benehmen der Spieler. [...] <sup>48</sup>

Die Ausführungen haben gezeigt, wie vielschichtig Wittgensteins Verwendung des Wortes *Grammatik* ist. Die aufgezeigten Verwendungsweisen stellen gleichwohl verschiedene Perspektivierungen eines geschlossenen, in sich kohärenten Sprachentwurfs dar. Von sprachwissenschaftlichen Zielsetzungen unterscheidet sich Wittgensteins Entwurf zum einen durch die fehlende Systematik, zum andern durch die Reichweite seines Vorhabens, durch die Einbindung seiner Analyse in primär philosophische Zielsetzungen. Die grammatische Analyse ist eingebunden in sein Gesamtvorhaben, die Begriffe des Geistes einer sprachtherapeutischen Analyse zu unterziehen: Wittgenstein geht es darum, „bestimmte Verwirrungen aus dem Weg zu räumen“<sup>49</sup>, Verwirrungen, die durch – wie er schreibt – ‚falsche‘, d. h. metaphysische Fragen zustande kommen:

116. Wenn die Philosophen ein Wort gebrauchen – »Wissen«, »Sein«, »Gegenstand«, »Ich«, »Satz«, »Name« – und das Wesen des Dings zu erfassen trachten, muß man sich immer fragen:

<sup>48</sup> Wittgenstein PU § 54, S. 270f.

<sup>49</sup> Wittgenstein L II § 27, S. 186.

Wird denn dieses Wort in der Sprache, in der es seine Heimat hat, je tatsächlich so gebraucht? – Wir führen die Wörter von ihrer metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück.<sup>50</sup>

Die grammatische Analyse greift da, wo der Philosoph Fragen „wie eine Krankheit“<sup>51</sup> behandelt, das ist die therapeutische Perspektivierung des Grammatikbegriffs: „Wir kämpfen mit der Sprache. Wir stehen im Kampf mit der Sprache.“<sup>52</sup> Dennoch will Wittgenstein nicht einen generellen Unterschied zwischen einer sprachwissenschaftlich orientierten und seiner eigenen philosophischen Grammatik machen:

Freilich gibt es nicht eine philosophische Grammatik einerseits und die gewöhnliche Grammatik andererseits in dem Sinne, daß die erstere vollständiger ist, da sie hinweisende Definitionen (etwa die Verknüpfung des Wortes »weiß« mit mehreren seiner Anwendungen) umfaßt sowie Russells Theorie der Kennzeichnungen usw. In gewöhnlichen Grammatikbüchern findet man diese Dinge zwar nicht, doch das ist nicht der entscheidende Unterschied. Der entscheidende Unterschied liegt in den Zielen, deretwegen der Sprachwissenschaftler und der Philosoph dem Studium der Grammatik nachgehen. [...] Uns geht es darum, bestimmte Verwirrungen aus dem Weg zu räumen. Für diese Verwirrungen interessiert sich der Grammatiker nicht; er hat andere Ziele als der Philosoph.<sup>53</sup>

Trotz der unterschiedlichen Zielsetzungen hat das, was Wittgenstein unter einer grammatischen Analyse versteht, großen Einfluß auf die linguistische Methodologie und Theoriebildung ausgeübt: Wittgensteins Hinwendung zum Sprachgebrauch, sein konsequenter Versuch, den Begriff ‚Grammatik‘ auf Phänomene des Sprachgebrauchs auszudehnen und somit auf die Regelgeleitetheit von Sprachspielen hinzuweisen, seine scharfsinnigen Bemerkungen zur Regel, aber auch sein methodologisches Vorgehen, nicht das Wort oder den Satz, sondern die ganze Äußerung in ihrem Handlungszusammenhang, in ihrer Eingebundenheit in Sprachspiel und Lebensform zu analysieren, haben Sprachwissenschaftler inspiriert, traditionelle Einteilungen in Frage zu stellen, den Fokus vom Wort auf den Satz und auf größere Zusammenhänge zu richten und damit auch die Frage zu stellen, ob Regeln, die bislang ausschließlich für die traditionellen Gebiete der Sprachwissenschaft postuliert wurden, nicht auch für den Sprachgebrauch zu veranschlagen sind.

---

<sup>50</sup> Wittgenstein PU § 116, S. 300.

<sup>51</sup> Ebd. § 255, S. 360.

<sup>52</sup> Wittgenstein VB, S. 466.

<sup>53</sup> Wittgenstein L II § 27, S. 185f.



## 2.2. Der Begriff ‚Grammatik‘ in der Tradition einer pragmatisch orientierten Sprachwissenschaft

Es liegen inzwischen verschiedene Entwürfe zum Programm einer pragmatisch orientierten Grammatik vor.<sup>54</sup> Insbesondere Wittgensteins Regelbegriff hatte großen Einfluß auf pragmatische Richtungen, die ihren Gegenstand nicht nur als reines Performanzphänomen an der ‚linguistischen Peripherie‘ verorten wollten. Sie wandten sich damit gegen einen Pragmatikbegriff, wie ihn Katz und andere<sup>55</sup> vertreten haben: Grammatiken seien Theorien über die Struktur von Satztypen, pragmatische Theorien hingegen trügen nichts zur Erklärung der Struktur linguistischer Konstruktionen oder grammatischer Eigenschaften und Relationen bei. Nach Katz kommt ihnen daher nur die Aufgabe zu, die Denkweise von Hörern und Sprechern darzulegen, indem sie in einem Kontext die Korrelation zwischen einem Satzexemplar und einer Proposition herausarbeiten.<sup>56</sup> Aus einer solchen Denkweise ergibt sich folgerichtig die strenge Trennung zwischen den verschiedenen linguistischen Disziplinen, denn nur jene Disziplinen, die etwas über die Struktur von Satztypen aussagen, können überhaupt grammatische Beschreibungen vornehmen. Das Programm einer „kommunikativen Grammatik“ – wie die pragmatisch orientierte Grammatik auch genannt wird – wendet sich gegen genau diese Trennung. Fritz/Muckenhaupt gründen ihr Arbeitsbuch „Kommunikation und Grammatik“ auf ein bestimmtes Verständnis des Zusammenhangs von Kommunikation und Grammatik; grammatische Fragen würden in ihrem kommunikativen Zusammenhang behandelt, Fragen des sprachlichen Handelns und Verstehens würden grammatisch betrachtet.<sup>57</sup>

Dieser integrativen Betrachtungsweise liegt die Einsicht zugrunde, daß die Form sprachlicher Ausdrücke letztlich nicht losgelöst von ihrer Verwendung untersucht werden kann und daß das sprachliche Handeln und das Verstehen durch die Regeln einer Sprache bestimmt sind. Die Regeln für die Verwendung sprachlicher Ausdrücke sind nach diesem Verständnis ebenso Teil der Grammatik wie die Regeln für die Form der sprachlichen Ausdrücke.<sup>58</sup>

Katz hatte mit der oben angeführten Eingrenzung auch eine Zuordnung der Pragmatik zur Performanz vorgenommen. Gegen eine solche Reduktion richtet sich das Programm einer Pragmatik, das im Sinne einer „Grammatik des Sprachgebrauchs“ beansprucht, nicht „den

---

<sup>54</sup> Vgl. z. B. Leech/Svartvik (1975); Hundsnurscher (1980; 1984; 1986); Fritz/Muckenhaupt (1981); Strecker (1987); Weigand (1989; 1992; 1993); Engel/Tertel (1993); Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997); Michel (1987) nennt seine Metaphernuntersuchung im Untertitel „Elemente einer Grammatik der Bildrede“. Sie versteht sich als eine Anwendung sprechakttheoretisch orientierter Ansätze auf Literatur aus dem mediävistischen Bereich. „Die Kennzeichnung der Untersuchung als ‚Grammatik‘ der Bildrede unterstreicht den technischen Aspekt der ‚Machart‘ und Funktionsweise der Bildrede [...]“ (Spitz 1990: 142f.)

<sup>55</sup> Vgl. Kempson (1975/1977); Smith/Wilson (1979); ausführlich wird dieses Problem bei Levinson (1983/1995: 7ff.) diskutiert.

<sup>56</sup> Vgl. Katz (1977: 19).

<sup>57</sup> Vgl. Fritz/Muckenhaupt (1981: 10).

<sup>58</sup> Ebd.

realen Sprachgebrauch (im Sinne der Performanz)“ zu beschreiben, „sondern die zugrundeliegenden Strukturen unserer kommunikativen Kompetenz [...]“.<sup>59</sup> In diesem Sinne hatte Hundsnerscher für die Strukturiertheit und Regelgeleitetheit des Dialogs den Begriff ‚Dialoggrammatik‘ geprägt<sup>60</sup> und damit auch terminologisch eine Erweiterung des Grammatikbegriffs eingefordert. Anknüpfend an Chomsky faßt Hundsnerscher Dialoge als „regelhafte Verknüpfungen von Sprechakten“ auf: Danach bestehen wohlgeformte Dialoge aus Zug- und Gegenzug-Mustern von Sprechakten, zwischen denen ein bestimmter Zusammenhang besteht.<sup>61</sup> „Dieser Zusammenhang ist durch den dialogeröffnenden (initiativen) Sprechakt festgelegt und wird durch eine Dialoggrammatik für einen bestimmten Dialogtyp beschrieben.“<sup>62</sup> Ziel der Dialoggrammatik ist es nach Hundsnerscher, auf dem Hintergrund einer Reihe von Dialoggrammatiken, die die Regeln einzelner zielorientierter Dialogtypen beschreiben, eine Gesprächsgrammatik zu entwickeln.<sup>63</sup> Der Begriff ‚Grammatik‘ ergibt sich aus dem Anspruch, auch für Dialoge Regeln zu formulieren und Dialoge im Rahmen eines Kompetenzmodells zu beschreiben:

Diese Regeln müssen, ähnlich wie die Syntaxregeln generativ, weil sie dem Faktum sprachlicher Kreativität gerecht werden müssen und sie müssen als abstrakte, generelle Regeln in Form einer Grammatik formulierbar sein, weil nur auf diese Weise ein Zusammenhang mit einer integrierten Sprachbeschreibung aller sprachlichen Ebenen gewährleistet ist und aufgezeigt werden kann. Auch für eine Dialoggrammatik dürfte Chomskys Unterscheidung von Kompetenz und Performanz fundamental sein.<sup>64</sup>

Das Programm einer regelhaften Beschreibung von Dialogen hat die Kritik herausgefordert, wobei sich die Kritik vor allem an dem weiten Regelbegriff entzündete: So wendet Rehbock – bezugnehmend auf kritische Bemerkungen von Kohrt<sup>65</sup> und Taylor/Cameron<sup>66</sup> – ein, daß Dialogregeln nicht – wie die Regeln der Morphologie oder Syntax – blind und automatisch befolgt würden. Wenn man eine Dialogregel verletze, z. B. eine Frage übergehe, so sei dies vielleicht unerwartet oder unhöflich, es sei jedoch nicht ‚fehlerhaft‘ oder ‚ungrammatisch‘ zu nennen.<sup>67</sup>

Nun handelt es sich allerdings bei dem Wort ‚Dialoggrammatik‘ um einen Terminus der pragmatischen Sprachwissenschaft, der – wie oben gezeigt wurde – in einer bestimmten Tradition steht. Dieser Terminus gehört aber nicht zum allgemeinen Sprachgebrauch, eine Reaktion wie (1) kann deshalb auf einen nicht-wohlgeformten Zug auch kaum erwartet werden:

(1) Das ist ja ungrammatisch.

---

<sup>59</sup> Vgl. Weigand (1993: 215).

<sup>60</sup> Vgl. z. B. Hundsnerscher (1980: 91f.; 1984: 88; 1986: 41f.).

<sup>61</sup> Vgl. Hundsnerscher (1980: 92).

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Vgl. ebd.

<sup>64</sup> Ebd. 91

<sup>65</sup> Vgl. Kohrt (1986).

<sup>66</sup> Vgl. Taylor/Cameron (1987).

<sup>67</sup> Vgl. Rehbock (1993: 206f.).